

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 22.

Donnerstag, 27. Januar.

1916.

Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

1. Fortsetzung.

Roman von Albert Petersen.

Der junge Friesen beschleunigte seinen Schritt, während er nach der Unterredung zur Geest hinüberging.

Hinter den Inseln und Halligen war inzwischen die Sonne untergegangen. Nebelstreifen und -schichten lagen über den Fennen. Von Osten her kroch die Dämmerung.

Petrea Lychsen stand noch an der Gartenpforte und blickte nach der Marsch hinunter. Jetzt hatte sie den Ankommenden bemerkt und schritt durch den Garten ins Haus zurück; er sollte nicht erraten, daß sie auf sein Kommen gewartet hatte.

Syssel hatte gerade das blaue weiße Wachstuch über den Tisch gelegt, in der Mitte dampfte einladend die Kanne mit Buckweizenarilke. Teller und Löffel lagen bereit.

„Schon fertig?“ fragte Petrea scheinbar ruhig, und mit einem langsamen Blick auf den Tisch, „du hast ja für fünf gedeckt? Erwartest du jemand?“

„Vielleicht kommt ja Momme Harring“, sagte Syssel lächelnd und sah die Schwester an.

„Ah, du —“

„Ach, Petrea, wenn ich nicht öffentlich verlobt wäre, könnte er schließlich ja auch meinetwegen kommen. Aber jetzt —. Ach, Deern, tu doch nicht so, du weißt ja selbst, warum er kommt.“

Petrea fühlte, daß ihre Wangen brannten. Hastig entgegnete sie: „So, das weiß ich: er kommt, um mit Uwe zu sprechen. Er hat doch selbst erzählt, daß er sich eine Stelle auf der Geest machen möchte.“

„Die Marschbauern sollten in der Marsch bleiben.“

„Aber sein Vater hat vier Söhne, von denen drei sich anderstwo ihr Feld suchen müssen, und Momme ist der jüngste.“

„Dann sollte er beim Vater bleiben, bis die anderen sich irgendwo festgesetzt haben.“

„Hat Momme nicht eher das Zeug, selbst Herr zu sein, als seine Brüder?“, rief Petrea eifrig.

„Petrea — Deern — wie du ihn verfeindst.“

„Was wahr ist, ist wahr, Syssel.“

Die andere lachte.

Dann horchten die beiden Mädchen. Vom Hofe her drangen Stimmen.

„Da ist er schon“, flüsterte Syssel.

Petrea antwortete nicht, sondern machte sich beim Hirschfeuer zu schaffen.

Die Männer traten ein. Voran der alte Lychsen, hinter ihm sein Sohn und Momme Harring.

Der Marschenfriesen begrüßte die Mädchen mit schlichter Herzlichkeit und Syssel sagte: „Sieh, Momme, ich ohnte, daß du kommen würdest, ich habe für dich gedeckt.“

Ohne Biererei setzte er sich mit der Familie an den Tisch.

„Was war das für'n Spannverk, das vorhin auf dem Wege hielt, Petrea?“ fragte der Bruder, „ich spannte gerade die Brauen aus.“

„Ah — die fragten nach dem Weg zum „Lanzenden Seehund.“

„Lanzender Seehund“, warf Momme verächtlich ein, „alberner Name. Früher hieß Meggers Wirtschaft einfach Deichkrug und jeder wußte Bescheid. Aber seit er gebaut hat und dann und wann Fremde da kommen —“

„Ja, ja“, lachte der alte Lychsen und fuhr mit der breiten, verarbeiteten Hand über das starkknochige, hagere Gesicht, „ich fürchte, der will uns Einheimischen bald keinen Leepunkt mehr schenken.“

„Zwanzig Pfennig nimmt er jetzt schon“, meinte Uwe, „aber was für ein Mädel war's im Wagen?“

„Mädel? 'ne Dame, verstehst du, Uwe, eine Dame“, lachte Momme, und als er bemerkte, daß Petrea ihn fragend ansah, fuhr er fort, „sie hielt mich unterwegs auch an, fragte allerlei Zeug.“

„Eine Gräfin ist sie“, sagte jetzt Petrea, „will sich wohl nur mal die Gegend ansehen.“

„Haben wohl nichts Besseres zu tun, solche Leute“, rief Syssel, „aber soll ich euch einen Wunsch brauen, Vater?“

Der alte Lychsen nickte.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Man unterhielt sich über den Stand der Meetha und des Korns, über die Gräberei und den geplanten Chausseebau.

Momme erzählte mit geheimem Blick zu Petrea hinüber, daß er Aussicht habe, bei Leck einen mittleren Geesthof pachten zu können.

„Grat'lier“, sagte Syssel schelmisch, „dann fehlt ja aber die Bäuerin.“

„Die fehlt“, erwiderte Momme ernst, „wenigstens jetzt noch fehlt sie.“

Und für einen Augenblick trafen sich Petreas und Momme Harrings Augen, ganz kurz, blitzschnell nur, aber in diesem Augenblick hatten beide einander verraten, daß sie sich liebten.

Zu einer Aussprache kam es zwischen den beiden nicht an diesem Abend.

Als Lyc Lychsen nach einer Weile aufstand und sagte: „Deerns, marsch ins Bett, morgen sind wir vor der Sonne hoch“, verabschiedete sich der Gast.

Uwe begleitete ihn noch ein Stück Wegs.

Der Mond war grünlichweiß aufgegangen, übergoss das schlummernde Land mit blassem Glanz und zeichnete die Schatten der Wälle, Knicks und Hektorpfähle mit scharfen Rändern.

Der junge Lychsen war für zwei Augustwochen zu einer Reserveübung einberufen, und die beiden plauderten über Kommißierlebnisse.

Auf der Grenze zwischen Marsch und Geest trennten sie sich. Uwe fuhrte auf dem Sandwege zurück, Momme schritt ruhig durch den reg- und leblosen Noog.

Die Sterne blickten am wolkenlosen Himmel. Dann und wann zog wie fernes Wetterleuchten ein plötzlicher Schein von Westen her — von den Leuchttürmen der Inseln.

Und übermütig begann er ein Soldatenlied zu summen:

Blei und Pulver muß man haben,
Wenn man Franzosen schießen will.
Juage, hübsche Mädchen, die muß man lieben,
Wenn man derinst sie heiraten will."

Plötzlich hielt er an. Ganz tief im Westen, über der blinkenden See hatte er ein ganz kleines, weißes, so harmlos scheinendes Wölkchen entdeckt.

"Anderes Wetter — na, wir haben unser Heu drinnen."

II.

Gräfin Karola von Adlersfelde-Tallanhain hatte sich im „Lanzenden Seehund“ in ihr Zimmer führen lassen. Es war ein kleiner, kahler Raum, aber die peinliche Sauberkeit wirkte wohlthiend.

Sie stand am Fenster und sah hinab auf Küste und Wattenmeer. Die Sonne war im Scheiden, tief am Horizonte stand sie wie ein steil angesehnter feurig glühender Goldteller auf dem Meer. Der Himmel schillerte in allen Farben, vom hellen Weißgold zum tiefen Purpur, vom Lichtblau zum fühlernen Grün. Und auf der See zitterte und wachte ein goldigfunkelnder Überzug. In der Fernz hoben sich die deichbeschütteten Inseln und die hohen Warften der seichten Halligen wie grüne Beete aus der Blut. Ziemlich nahe, so daß man die Fenster des Hauses alobte zählen zu können, lag still und scheinbar menschenleer mitten im silbergrau glänzenden Schlick ein feken Land, so nahe und doch losgelöst vom Festland, von den Menschen, vom Leben.

„Ob dort wohl ein Einsiedler haust? durchfuhr es die Gräfin, ob dort, als das Land hier noch katholisch war, wohl ein Kloster gestanden hat?

Dann erinnerte sie sich der Erzählung der Einheimischen, daß bis Anno 1634 da, wo jetzt die Wellen rollen, fruchtbare Felder, reiche Dörfer mit Schulen und Kirchen gelegen, bis Anno 1634, als die große „Mandrente“ mit Sturmgeheul und gierig mordenden Wogenbergen von Westen her wie ein zermalmendes Hunnenheer hereinbrach, mehr als 1300 Häuser niederriss, 6200 Menschen und 50 000 Stück Vieh in die Tiefe zog.

Seltsam — so still, so friedlich liegt das Wasser da, so ruhig, sicher schlummern Felder und Gehöfte, als gäbe es an dieser glücklichen Küste nicht Gefahr, nicht Leid, Not und Sterben. Und so ruhig, sicher scheinen die Bewohner zu sein. Aber doch — und die Gräfin mußte wieder an den Mann denken, den sie vor einer Stunde getroffen — aber doch waren die Gesichter bei all ihrer scheinbar gleichmäßigen Blühe so fest und zäh, die Stirnen so trostlos, und in den kalten Augen schien beständig etwas wie innere Glut, Raubfeslust und unheilsvamer Mut sich zu verraten.

„Ich möchte dieses Land im Leben der entfesselten See, diese Menschen im Kampfe, jenen — ihn im Siege sehen, dachte sie plötzlich, dann aber lachte sie auf: „Narrheit, es gibt noch Erdewinkel genug, die ich nicht sah. Das Leben ist kurz — morgen fahren wir weiter.“

Langsam verließ sie ihre Kammer und trat in die Gaststube. Der „Lanzende Seehund“ lag am inneren Deichabhang, so tief, daß die Räume des zweiten Stockwerks in gleicher Höhe mit der Deichkrone lagen, und eine breite Holzbrücke führte vom Deich in die Gaststube, während die Räume des Erdgeschoßes als Ställe und Wagenschauer benutzt wurden.

Fräulein Bangett unterwies gerade das Dienstmädchen, wie es anzudecken habe, als die Gräfin eintrat.

„Ich hatte gewünscht“, sagte die Gesellschaftssterin, „daß in einem besonderen Zimmer für uns zedeckt würde“ — und mit überlegen spöttischem Lächeln — „aber man sagte mir, das Zimmer würde gerade tapiziert.“

„Es ist gut so“, antwortete die Gräfin, setzte sich ohne Umstände an den Tisch und begann zuzuhören.

An einem anderen Tisch saßen einige Landleute beim Teevusch und unterhielten sich auf Plattdeutsch.

Fräulein Bangett fand, es sei unerhört von den Leuten, so rücksichtslos laut zu sprechen, während die Damen hier beim Essen seien. Überhaupt — dieses laute Brüllen hierzulande!

„Man muß eben oft gegen Sturm und Wogenbonner anschreien“, entwiderte die Gräfin auf Französisch, „mich stört es übrigens nicht, liebe Bangett.“

Die Sonne war untergegangen, allmählich wich das glühende Rot am Westhimmel einem bleichen Bernsteinrot, ein Stern nach dem anderen blieb auf. Weißer Mondchein flutete in die Gaststube.

„Ich möchte noch ein Weilchen vor die Tür treten“, sagte die Gräfin, „wenn es Ihnen zu fühl ist, liebe Bangett —“

Die Gesellschaftssterin bat, sich in ihre Kammer zurückzuziehen zu dürfen.

Karola von Adlersfelde stand auf der Deichbrücke und blickte auf das silberüberzogene Wattenmeer. Mit scharfen Umrissen erhob sich drüber die kleine Hallig, welche ihr schon vorher aufgefallen war.

Die Tür der Gaststube wurde geöffnet, und als die Gräfin sich umwandte, bemerkte sie, daß der Wirt ihr einen Stuhl hinstellte.

„Was ist das für eine Insel hier drüber?“ fragte sie.

„Hallig Liekut, ist nicht viel dran. Sie gehört mir, habe da im Sommer Schafe grauen.“

„Und wer wohnt in dem Hause?“

„Nicht nur der Hütejunge. Früher haben Verwandte müttlicherseits da gewohnt. Wenn einige zehntausend Mark für Buhnen und Lahrungen angelegt würden, ließe sich aus der Hallig was machen. Wir haben schon an die Regierung petitioniert, aber der Minister des Innern hat geantwortet, es würde so schon Geld genug für Landgewinnung ausgegeben. Recht hat er ja, aber jauniverschade ist's um die Hallig.“

„Ich möchte sie mir wohl mal ansehen“, sagte die Gräfin, „wie kommt man hinüber?“

„Ich habe unten am Strand ein Boot zu liegen. Soll ich Sie morgen hinübertrudern?“

„Das Anerbieten nehme ich mit Dank an“, entwiderte sie schnell, und in ihr spöttelte es: du wolltest morgen doch weiterfahren, mehr sehen; es gibt so viele Erdewinkel, und das Leben ist so kurz.“

Sie blickten schweigend nach der Hallig hinüber, und jetzt bemerkte Meggers das weiße Wölkchen, das sacht am Rande der Warft höher zu steigen schien.

„Es gibt anderes Wetter“, sagte er langsam.

„Sturm?“ fragte sie ungläubig und freudig erwartungsvoll, „aber es ist doch so still.“

Meggers zeigte auf die kleine Wolke am hellgrauen Himmel. Die Gräfin erinnerte sich gelesen zu haben, daß solch unscheinbare Wölkchen ein nahendes Unwetter anzeigen können.

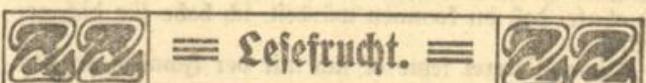
„Kann man nur mit einem Boot nach Liekut kommen?“

„Zur Ebbezeit auch auf dem Wagen, da reicht das Wasser kaum an die Achsen oder zu Pferde. Aber bei Unwetter —“

Die Gräfin bemerkte, daß ein belustigtes Lächeln über sein Gesicht huschte. Ihre Frage erregte den Verdacht, als sei sie ängstlich.

„Wir fahren morgen — auch bei Unwetter.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Entwicklung aller Leim aber, die in der individuellen Anlage eines Menschenlebens liegen, halte ich für den wahren Zweck des irdischen Daseins, nicht gerade das Glück. Wih. v. Humboldt.

Katty Fröhlich,

Grillparzers Freundin.

Grillparzers 125. Geburtstag (15. Januar 1916) gab Veranlassung, jener Frau zu gedenken, die ihm mehr als ein Menschenalter hindurch in selbstlosester Treue und Freundschaft zur Seite gestanden hat. Eine sehr feine Schilderung ihrer Beziehungen zu dem Dichter gibt uns Professor A. Kleinberg in einem Vordruck der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: „Grillparzer, der Mann und das Werk“ (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin).

Das bishen Somme, das über Grillparzers lichtarmem Leben stand, sagt er, und sein tiefstes Dunkel fassen sich in dem Namen Katty Fröhlich zusammen, die reichste Eleganz, die sie von dem Dichter ausgegangen ist, und seine trübsste Schuld. Katty (geb. am 10. Juni 1800) war die dritte von den vier Töchtern eines verarmten Fabrikanten; ihre Schwestern hießen Anna, Barbara und Josephine, wurden aber allgemein Nettel, Betti oder Bettel und Pepi gerufen. Wo Kunst und Musik gepflegt wurden, dort nisteten sich die vier als gute Genien des Hauses ein. Wettig mit Schulweisheit beherrschte, aber allem Guten und Schönen schwärmeisch ergeben, konnten sie das Mußleben Wiens mit beherrschen und befruchten und sich Männer, wie Schubert oder Moritz v. Schwind, in treuer Freundschaft verbinden; dabei bliebend sie zürend anspruchlos, näherten sich selbst ihre Kleider und stützten ihre Brüste. Ein starker Strom der Lebensbejähung ging von den prächtigen Geschöpfen aus, und so kam es, daß Grillparzer alle vier um ihrer unverfälschten Menschlichkeit willen gleich lieb gewann, als er sie im Winter 1820/21 anlässlich eines Abendsonzertes beim Banier Geßmüller kennen lernte. Erst einige Wochen später warf ein einziger Augenblick den zündenden Funken in seine Brust, einer von jenen seltenen, lebenerfüllten Augenblicken, in denen wir durch alle Hölle hindurch plötzlich die Seele der Dinge zu sehen vermögen. Auf eine rasche Verlobung, auf heiter-glückliche Tage und Hochzeitsvorbereitungen folgte dann als Abschluß peinlicher Szenen des Trostes, der Eiferjacht und schwüler, unbesiegtlicher Sinnlichkeit um 1824 der Verzicht auf die Ehe. Einem und vielleicht den wichtigsten Grund für dieses Auseinandergehen deuten die „Jugenderinnerungen im Grünen“ (1824) auf: „Wir glühten, aber ach, wir schmoigen nicht. Denn Höchsten kann man aneinanderpassen; Ich war ein Ganzes, und auch Sie war ganz... So standen beide, suchten sich zu einen, das andere aufzunehmen ganz in sich; doch all umsonst, trok' Ringen, Stirnen, Weinen, Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!“ Und in dem gleichen Briefe an Altmüller, der Katty's Schönheit so hinreißend schildert, spricht sich Grillparzer einleitend die Fähigkeit ab, wirklich lieben zu können; tut es mit einer derart eindringlichen, messerscharfen Art, daß wir ihm zugeworfen müssen: so spricht kein Liebhaber. Dazu noch Grillparzers rasches Erfassen im Besitz und sein Dichteregoismus, dem sich alle Ercheinungen des Lebens ohne Rücksicht auf ihr Eigenrecht ans Dasein in Objekte seiner Kunst verwandeln, und das um so mehr, je eigenartiger sie waren. Man begreift, wie es gerade Katty's schlimmstes Verhängnis werden mußte, ein verant in sich vollendet, unziger Mensch zu sein. Ihre Güte, ihre herbe Keuschheit, die edle Freude am Kunst und Musik, der gerade, kein Rechts und Links lernende Sinn, jeder dieser Züge in krummen Stunden Grillparzers Bonne, wurden ihm nun in den immer häufigeren Augenblicken der Kritik Grund zum Tadel, zur Qual. Da nennt er sich „grillenhaft“, weil er ihre Reinheit nicht entweilt, vergleicht ihre Kunsfgeiste mit dem Mäuschen des Drinters, schilt sie einseitig und unfrisch, ein Für und Wider zu begreifen, und spricht ihr die Vergebung ab, ihm, dem Ruhebedürftigen, auch Ruhe zu spenden.

So stritten in Grillparzer die Liebe, sexuelle und sinnliche Liebe, und sein böser Dämon „Unfried“ miteinander, und es muß ein furchtbarer, von Selbstvorwürfen zerquälter Kampf gewesen sein. Katty aber schaute dieses entfesselte Rämen mit an, sah, wie sich die Güte des herrlichen Menschen in Qualen wand, und vergessend, daß sie selbst das Opfer dieses Kampfes sei, fühlte sie mit unendlichem Mitleid eine unendliche, gütig verzeihende Liebe in sich erwachen. Nur diese Fähigkeit der Hingabe setzte sie in den Stand, in den Jahren, als Grillparzers Neigung immer mehr der Gewohnheit zu weichen begann, seine Lournen und Eigenheiten zu ertragen und ihm ein halbes Jahrhundert lang die treue, fürsorgliche Freundin zu bleiben.



≡ Bunte Welt. ≡



Aus der Kriegszeit.

Prolog zur Kaiser-Geburtstagfeier 1915.

Freiburg-les-Mœs, 27. Januar.

Der Jubelruf von Deutschlands Söhnen
Klingt heute, Kaiser, an dein Ohr,
Und mächtig wie Boszainen tönen
Die Siegesrufe stolz empor:

Hell klingt es auf im Polenlande,
Wo „Hindenburg“ als Schlachtruf schallt,
Es tönt herein vom Nordseestrande,
Von Flandern, vom Arnonnerwald!

Parteienhaf ist längst entchwunden,
Ist schnell verflogen, wie der Wind,
Ein einig Band hat uns verbunden,
Wir fühlen, daß wir Deutsche sind.

Ein Friedensfürst warst du vom Volle
Ein halbes Menschenleben lang,
Bis aufstieg jene Wetterwolke,
Die Deutschland zu den Waffen zwang.

Da stehen wir, was du geschaffen,
In jener langen Friedenszeit,
Du hast geschmiedet uns die Waffen
Für Frankreichs Hah, für Englands Reid.

Wir lieben dich, du hehrer Kaiser,
An deiner Seite kämpfen wir,
Bis daß des Siegers Lorbeerreifer,
Um deine Sterne strahlen dir.

O, fühl das Glück, das dir beschieden:
Der Liebling deines Volks zu sein,
Das mit dir kämpft für Sieg und Frieden,
Für unser Land, für unsern Rhein.

So steh'n wir heut' in Frankreichs Gauen,
Von Feindschuh gar wild umloht,
Wir bleiben ohne Furcht und Grauen
Dir, Kaiser, treu bis in den Tod.

Wilhelm Roos, beim Stab des Feldart.-Regts. Nr. 27.

Die Zukunftstrieben der amerikanischen Unterseebootsflotte. Das Beispiel des europäischen Kriegs und die noch wie vor bestehende Möglichkeit einer Kriegerischen Verwidlung mit Japon veranlaßten die Vereinigten Staaten zu einer Reorganisation ihrer Flottille, wobei besonders der Neugestaltung der Flotte alle Mühe zugewendet wird. Zu diesem Zweck wurde unter amtlicher Aufsicht eine eigene Flottenerprobungsstelle eingerichtet, und Regierung und Techniker sind bestrebt, nicht nur alle im Weltkrieg neu geschaffenen Mittel zu verwenden, sondern auch noch die leichten im europäischen Krieg gebrauchten Errungenschaften durch Neues zu übertragen. Im Neugestaltungsprogramm der amerikanischen Flotte steht die Unterseebootsfaffe an erster Stelle. Die bisherigen Versuche, die vor allem die Schaffung eines ganz großen Unterseebootstyps bezeichneten, hatten allerdings bisher nur fröhlige Erfolge aufzuweisen, da die in den Vereinigten Staaten gebauten Motoren nicht für die durch diese Riesenboote an sie gestellten Anforderungen entsprachen und am häufigsten havarierten. Trotzdem will man, nach dem „Prometheus“, mit den neuesten Booten die Typen der bisherigen Unterseeboote übertragen. Nach dem Plan eines Unterseebootzuges von 15 Tonnen Wasserverdrängung, der über Wasser 20 Knoten in der Stunde laufen soll, wurde vom Marineamt der Vereinigten Staaten die Konstruktion von zwei Riesenunterseebooten ausgeschrieben, von denen eine Geschwindigkeit von 25 Knoten in der Stunde gefordert wird. Daß diese Bedingungen nicht leicht zu erfüllen sind, beweist die Tatsache, daß der Einlieferungsstermin verlängert werden mußte, weil bis zum ursprünglichen Termine keine entsprechenden Angebote eingelaufen waren. Die Motorenstoppe ist auch in diesem Fall ungelöst, da entsprechende Motoren höchstwahrscheinlich nur in Deutschland hergestellt werden könnten, wie denn überhaupt die Absatzung von Deutschland die Vereinigten Staaten unter einem Mangel an hochwertigen Maschinen leiden läßt. Da die amerikanische Motorenindustrie wohl kaum die für den

gewünschten Typ erforderlichen Motore von zusammen mindestens 7000 Pferdekräften zu liefern vermag, sieht das Marineamt die Ausrustung der Zukunftsschiffen unter Seebooten mit Turbinenmaschinen vor, die auch auf mehreren französischen Unterseebooten in Gebrauch sind. Mit diesen Turbinen kann man wohl die gewünschte Geschwindigkeit von 25 Knoten erreichen, doch der Aktionsradius wird um ungefähr 30 Prozent geringer als z. B. bei Verwendung von Dieselmotoren.

Ein Drama in der Luft. Die folgende in den „Daily News“ veröffentlichte Schilderung, die dem Briefe eines in deutsche Gefangenschaft geratenen englischen Fliegeroffiziers entnommen ist, gibt eine Luftkampfepisode wieder, die selbst in dieser Zeit der phantastischsten und unglaublichesten Kampfszenenweisen so außerordentlich erscheint, daß sie kurz berichtet werden soll: „Wir befanden uns in großer Höhe“, erzählt der englische Flieger, „W. saß als Führer hinter mir, ich war als Beobachter tätig. In einer Höhe von 2000 Fuß wurden wir in einen Kampf mit deutschen Flugzeugen verwickelt. Schließlich traf ein feindliches Geschöß knapp neben unserem Apparat. Ich hörte das Sausen eines Metallstücks, das direkt über meinem Kopf dahinflog. Unser Flugzeug kam aus dem Gleichgewicht, senkte sich mit dem Vorderteil abwärts und schwankte furchtbarlich. Wir glitten mit überordneter Geschwindigkeit abwärts. So viel ich zu beobachten vermochte, fielen wir innerhalb 20 Sekunden um 600 Fuß. In diesem Augenblick sah ich mit einer jähren Kopftwendung um mich, und ich erblickte den Führer starr, mit herabgefallenen, reglosen Armen auf seinem Sitz. Sein Kopf blutete aus einer großen Wunde. Er war tot. Das Unsehen, Feststellen des Todes meines Führers und die folgende Überlegung — das alles ging blitzschnell, fast im Unterbewußtsein vor sich, das Werk einer Sekunde. Ich erkannte sofort, daß die einzige Möglichkeit, mich vor dem Zerschmettern zu retten, darin bestand, die Führung des herrenlos gewordenen Apparates zu übernehmen. Ich kletterte also auf den hinteren Sitz — den Führerplatz, auf dem der tote W. zurückgelehnt saß. Da es nicht anders ging, sekte ich mich auf den Schoß des Toten, und ergriff mit beiden Händen die Steuerung. Es gelang mir, die Maschine aus ihrem schwankenden Abwärtsgleiten ins Gleichgewicht zu bringen. Ich bekam den Mechanismus des Apparates in meine Gewalt und landete im leichten Augenblick glatt auf festem Boden. Dieser Flug durch 500 Fuß, währenddessen ich auf dem Schoß des Toten gesessen habe, hatte mein ganzes Nervensystem in Aufruhr gebracht. Ich erlitt einen Nervenzusammenbruch und verlor mich während zweier Tage an nichts zu erinnern. Allmählich erst kam mir wieder das ganze Geschehen zum Bewußtsein, das sich wie ein blühartiger Traum abgespielt hatte.“

Die französische Kriegskrippe. Bis zu welcher unglaublichen Geschmacklosigkeit die Geistesverfassung der Franzosen bereits gediehen ist, läßt die Ausstellung einer in einer Pariser Kirche aufgebrachten Krippe erkennen, die im „Journal des Débats“ mit bewundernder Genauigkeit geschildert wird. Auch in Deutschland sind die zur Weihnachtszeit aufgestellten Krippen bekannt, und die Gestaltung der Verkündigung an die Hirten, des Stalles mit dem neugeborenen Christuskind und der Anbetung der heiligen drei Könige ist von alther eine in Bayern bedeutende Volkskunst. Die Krippe der Pariser aber — die Spenden für die Verwundeten beschaffen und den Patriotismus anfeuern soll, ist wohl das seltamste religiöse Kunstwerk, das jemals geschaffen wurde. Selbst hier hat der Kriegskram die Franzosen nicht losgelassen, und so ist es denn eine Kriegskrippe geworden, in deren Rahmen die Alliierten als das Gute und Heilige dargestellt sind, während die Macht des Bösen Deutschland verflämischlichen soll. Der Jesustant ist wie üblich geordnet und zeigt keine kriegerische Beeinflussung. Doch alle Gruppen und Figuren in der biblischen Landschaft sind dem Weltkriege entsprechend umgemodelt. Die heiligen drei Könige, die sich anbetend mit ihren Geschenken nahen, haben die mit photographischer Treue gebildeten Gesichter des Königs Albert von Belgien, des Zaren Nikolaus und des Königs Georg von England. Und damit kein Zweifel möglich ist, sind hinter den drei Heiligen zu allem Überfluß die Bütten der drei Ententeherren aufgestellt, „umstocht vom Glorienschein elektrischer Lämpchen“. Herr Poincaré ist in dieser kriegerischen Modernisierung von Christi Geburt nicht vertreten, weil, wie das „Journal des Débats“ bemerkt, ein Präsident der Republik zwar Lenter der

Staatsgeschäfte, aber kein König ist. Dafür befindet sich jedoch General Joffre — in einer Größe, die seiner Stellung kommt — inmitten des biblischen Panoramas. Und zwar befiehlt er eine Armee französischer Binnoldaten. Schließlich ist auch die Gruppe der Hirten dem Weltkrieg verfallen: ein Wolf, der sich auf ein unschuldiges weiches Lämmlein stürzt, symbolisiert den Krieg. Der Wolf soll Deutschland darstellen, das Lämmlein die Alliierten. Das Werk wird durch eine Transparentenschrift gekrönt, die die Worte „Betet für Frankreich“ leuchten läßt. Die Franzosen, die nicht davor zurückgeschrecken, selbst die Bibel zur Kriegspropaganda zu machen, haben wirklich allen Grund, um Verzeihung zu beten . . .

Ein Enoch-Arden des Weltkrieges. Die bekannte Erzählung des Engländer Dernyson, die von dem romanisch-traurigen Schicksal des Seefahrs Enoch Arden erzählt, der auf einer Reise verscholl, daheim totgesagt wurde und bei seiner Rückkehr seine Frau mit einem anderen Mann verheiratet fand, ist im Weltkrieg in moderner Fassung zur Wirklichkeit wieder auferstanden. Ein solches modernes Enoch-Arden-Schicksal, das einem englischen Soldaten widerfuhr, erzählt ein Mitarbeiter der „Daily Mail“. Es ist romantisch, ergriffend und wahrscheinlich auch häufig genug, um eine Wiedergabe zu verdienen: „Es war im Zuge von London zum Kanal“, schreibt der Verfasser, „wo ich einem jener Männer begegnete, deren Schicksal dem des berühmten Enoch Arden gleicht. Er fiel mir auf, weil er so regungslos und still in seiner graugrünen Uniform dastand, als wäre er eine seelenlose Puppe. Ein Reisender bot ihm Obst an, aber der einsame Soldat rührte sich nicht. Ein anderer sprach ihm mit einem Scherzwort an, aber der einsame Soldat erwiderte nichts. Ich füllte meine Pfeife und reichte sie schweigend dem Manne. „Danke“, sagte er mit rauher Stimme, „das ist die einzige Mahlzeit, die ich noch genießen kann.“ Wieder sahen wir wortlos, eine ganze Weile. Außer uns war niemand in dem Abteil. Und plötzlich hörte ich den schweigenden Soldaten zu mir sprechen. „Ich muß reden“, sagte er langsam und schwer, „sonst breche ich zusammen.“ Und dann erzählte er: Er war ein gedienter Mann, Reservist, und wurde bei Kriegsbeginn in den aktiven Dienst geholt. Mit der ersten Expeditionsmee ging er nach Frankreich und kämpfte in der Schlacht bei Mons. Er hatte seine Frau und zwei kleine Kinder daheim zurückgelassen. Er wurde mehrmals verwundet und schließlich gefangen genommen. Nach langer Gefangenschaft, nachdem er endlich befreit worden war, wurde er als dauernd dienstunfähig freigelassen und nach England zurückgeschickt. Infolge eines Fortums war sein Name in den britischen Verlustlisten mit der inhaltsreichen Bezeichnung „vermisst“ veröffentlicht worden. Über Holland kam er mit einem Transport an die Küste. „Wir kreuzten den Kanal bei stürmischem Wetter; aber ich wußte nichts von Wind und Wellen, ich dachte nur an das Wiedersehen, an Frau und Kinder. In London mußte ich in einem Spital übernachten. Ich ging nicht aufs Telegraphenamt, denn ich wollte meine Frau überraschen. Endlich kam ich im abendlichen Dunkel in meiner kleinen Heimatstadt an. Ich fühlte mich unsicher auf den Füßen, und meine Hand zitterte, als ich die Tür meines Häuschens aufklippte. Ich ging gerademwegs in die Küche.“ Hier schwieg der einsame Soldat und senkte den Kopf. Eine Minute lang blieb er stumm, und wir sahen regungslos einander gegenüber, während der Zug ratternd und klirrend dahineilte. Als der Soldat wieder aufblickte, waren seine Augen trocken, aber stark und hart wie Stein. „Herr“, rief er aus, „meine Frau, meine Mary, hatte während meiner Abwesenheit geheiratet! Sie hielt mich für tot, sie mußte mich für tot halten. Allein mit den Kindern und der Wirtschaft, in der festen Überzeugung, ich sei nicht mehr, ohne Halt, ohne männliche Stütze, fast ohne Mittel — wie sollte sie nicht heiraten? Sie ist ja noch so jung, und Jugend hilft sich weiter. Sie hatte einen jungen Mann kennengelernt, sie hatten einander gefallen und geheiratet. Als ich eintrat, stand er neben ihr in der Küche. Ich tödte sie nicht“, fügte er heiser hinzu, „eine junge Frau mit Kindern ist ohne Mann ein armes Ding. Ich tödte auch ihn nicht. Nach beider Meinung war ich tot.“ Eine Pause. Dann fragte ich: „Was taten Sie?“ „Nichts“, erwiderte er. „Was konnte ich tun? Ich eiste davon, wie ich gekommen war. Und nie werde ich die Frau, die Kinder wiedersehen. Ich bin fertig mit mir und der Welt.“